



**Hans Bartosch**

# **Der Baron, mein Großvater und ich**

**Biografische Meditationen**



INFO3 VERLAG

Hans Bartosch

Der Baron, mein Großvater und ich

Hans Bartosch

# Der Baron, mein Großvater und ich

Biografische Meditationen



**INFO3** VERLAG

Dieses Buch erscheint mit freundlicher Unterstützung  
von Susanne und Jürgen Wolff.

Hans Bartosch  
Der Baron, mein Großvater und ich

ISBN 978-3-95779-195-5

Erste Auflage 2023

© Info3 Verlagsgesellschaft Brüll & Heisterkamp KG,  
Frankfurt am Main

Lektorat: Dr. Jens Heisterkamp, Frankfurt am Main  
Korrektur und Satz: Ulrich Schmid, de-te-pe, Aalen  
Covercollage: Frank Schubert, Frankfurt am Main, unter  
Verwendung einer Aufnahme von Alamy (Hochofen in Duisburg  
Marxloh) sowie einem Familienfoto mit dem Bruder des Autors,  
später den „Baron“ genannt und dem Autor (rechts).  
Druck: CPI books, Leck und Ulm

# Inhalt

- Geleitwort von Gerd Biesgen 7
- 1 Hirsche und Kartoffeldruck 9
- 2 Dichter und Raketen 62
- 3 Kränze und Käfige 74
- 4 Berlin Ostbahnhof 89
- 5 Ausland und „Vaterland“ 115
- 6 Auf dem Wasserbett 131
- Nachwort von Sabine Petersen-Lossen 139

## Zum Geleit

„Baron“, das ist ein alter Adelstitel. Wer sich Baron nennen durfte, dem begegnete man mit Achtung und Respekt. Denn ein Baron stellt etwas dar, insbesondere vorzeiten in einer Stände-, einer Klassengesellschaft. Unsere Gesellschaft, die eine inklusive sein möchte, kennt Stände oder Klassen nach wie vor, auch wenn man das nicht mehr offen so benennt. Denn die Qualifizierung „behindert“, die sehr lange vor allem eine medizinisch geprägte war, wirkt sich nach wie vor insbesondere sozial in erheblichem Maße aus. Und da darf es durchaus erst einmal auffallen, positiv stützig machen und ins Nachdenken bringen, wenn ein Mensch mit Behinderung diesen alten Titel trägt – weil er ihn sich erworben hat durch Würde, Noblesse, Feinheit – schlicht: durch ein überzeugend gelebtes Menschsein.

Hans Bartosch schreibt in seinem hier vorgelegten autobiographischen Bericht u.a. über seinen jüngeren Bruder Rolf, den „Baron“. Neben der Achtung atmet sein Buch vor allem große Liebe und Zuneigung für den Menschen seiner Familie, der ihn in ganz besonderer Weise geprägt hat. Mit Genauigkeit, einem immensen Erinnerungsvermögen, unprätentiös, ehrlich und mit

großer Sprachkraft schildert Hans Bartosch Bedeutsames aus seinem Leben, das insbesondere in den ersten Jahren für ihn und seine Eltern infolge der Behinderung des Bruders eine Herausforderung darstellte. – Wie gut, dass man heute schlicht mehr weiß als noch vor 60 Jahren: darüber, was Kinder überhaupt brauchen; darüber, was eine Einschränkung, ein Handicap, ein Assistenzbedarf insgesamt bedeutet; darüber, welche Formen der Teilhabe angemessen sind und angestrebt werden wollen, damit ein Leben in Würde besser gelingt.

Rolf Bartosch, der „Baron“, lebt seit mehr als 50 Jahren nun in Scheuern. Ich freue mich, dass in diesem Buch von Gelingen erzählt wird – auch in solch einer Einrichtung, die man früher Anstalt oder Heim nannte. Selten doch sind die Dinge nur schwarz oder weiß. Und, ob in Vergangenheit oder Gegenwart: Es sind immer Menschen mit Herzenskraft, die Gutes auszubilden, vorzuleben und damit weiterzuschicken vermögen.

„Nichts über uns ohne uns“ ist ein Slogan aus der sogenannten Behindertenbewegung. Pfarrer Hans Bartosch verleiht diesem Motto in seinem Buch in liebenswürdiger Art ein Gesicht, eine Stimme, dem ich viele Leserinnen und Leser wünsche, die sich davon im Herzen berühren lassen mögen.

Gerd Biesgen, Theologischer Vorstand  
der Stiftung Scheuern

# 1 Hirsche und Kartoffeldruck

Als der kleine schielende Junge zum Himmel blickte, zeigten sich dort häufig gelbe Dunstfahnen. Sie wurden dreimal täglich dunkelrötlich angeschliert durch die nahen und rauschenden Hochofen-Abstiche.

Der „andere Himmel“ fand sich buchstäblich in der Muttermilch und im doppeltür-gepolsterten Amtszimmer des Vaters. Dort, im Duisburger Norden, in den Sechziger und Siebziger Jahren, wurde ich in einem Pfarrhaus groß. Ich wurde hineingeboren in die Zeiten des „Wirtschaftswunders“ in Westdeutschland, in dessen vormalige, aber schon schwächelnde Kraftzentrale des Ruhrgebiets.

Dem kleinen schielenden Jungen wurde mit knapp zwei Jahren ein formidables Gestell von Brille ins Gesicht platziert. Und er hatte sich in die damals zeitüblichen Lederhosen zu kleiden. Ein Latz prangte vor der Brust, auf welchem ein plastikreproduzierter Hirsch kaute und in die Welt blickte. Schwarze lederne Bänder trugen diesen Latz, der mit augengroßen Knöpfen an der Hosennaht befestigt wurde.

Wie es hieß, hat der kleine Junge gern „gequasselt“. Dieser Ausdruck beschreibt auf niederrheinisch einen kindlichen oder auch erwachsenen Redefluss. Unbenom-

men, ob jemand zuhörte oder nicht. Vielleicht auch in der Gewissheit, dass immer jemand zuhörte, auch über Menschen hinaus.

Bücher und Karten fanden sich noch vor der Einschulung im Kinderzimmer. Eine Sammlung von Falk-Plänen mehrerer deutscher Großstädte wurde stundenlang inhaliiert. Mit Filzstiften wurden reichlich neue Straßenbahnlinien aufgemalt oder auch, dem Beruf des Vaters abgeschaut, die Gemeindegrenzen hin und her verschoben.

Ungewöhnlich hoch war die Intelligenz des Vaters, der vor der Theologie Chemie studiert hatte. Dies hieß ihn, alle naturwissenschaftlichen akademischen Lehrbücher direkt unterhalb der Evangelien-Kommentare sorgfältig zu verwahren im raumhohen, von einem entfernten mütterlichen Verwandten eigenhändig geschreierten Regal.

Im Arbeitszimmer standen an sämtlichen Wänden jene raumhohen Regale; beim näheren Herantreten konnte man Fichte atmen. In den Regalen herrschte systematische Ordnung; viele Zettel aus klein geschnittenem Papier staken aus den Büchern oben heraus. Auf dem großväterlich geerbten Schreibtisch unter den beiden hochgelegenen Fenstern lag alles fein auf Stapeln, damit das Denken und Schreiben freien Raum hatte.

In der linken, mit einem beweglichen Messinggriff versehenen Schublade jenes amts-großen, oben von einer tiefdunkelgrünen Linoleum-Platte bedeckten Schreibtisches wohnten die Dienst-Siegel, der qualitätsvolle Füllfederhalter im Etui und ein mit regelmäßig zu erneuern-dem Löschpapier bespanntes, steinernes Abrollgerät. Dem kleinen Kinde wurde eingeschärft, dass sich in dieser Schublade gleichsam das Allerheiligste befände.

Die Lektüren der ihn umgebenden Bücher der Naturwissenschaft, Geschichtswissenschaft und akademischen Theologie ließen meinen Vater zu einem skeptischen Menschen werden. An den Bruchlinien seines fulminanten Wissens allerdings tauchten immer wieder, fast überraschend und ein wenig wie Handpuppen, Gott und Jesus mit Nachdruck hoch. So hing ein hässliches, billiges Kreuzifix rechts vom väterlichen Schreibtisch. Der sehr ungelenke Jesus sah gequält aus.

Die Mutter wiederum war Kind des herben nieder-rheinischen reformierten Pietismus'. „Sachlichkeit“ galt als höchster Gottesdienst. Mithin stand das Wort „emotional“ unter keinem guten Stern. Sämtliche familiären und gesellschaftlichen Konflikte hatten, wie von beiden Eltern oft betont, unter dem Patronat der „Sachlichkeit“ angegangen zu werden.

In der kindlichen Seele stand die Küche als zentraler mütterlicher Raum. Dies erweiterte sich nachdrücklich durch den mütterlichen Schreibtisch, welcher sich im Wohnzimmer befand. Der helle Schreibtisch war mit einem Kredit erworben. Gemeinsam mit qualitativ voll buchenfurnierten Regalen, einem leicht geschwungenen Ausziehtisch und vier hohen lichten Stühlen bestimmte er das Wohnzimmer. Auch die Teakholz-Sofagruppe mit niedrigem Tisch durfte nicht fehlen.

Die an ihrem eigenen Schreibtisch sitzende Mutter gehörte in die Mitte des kindlichen Bildes. Hier, an diesem Schreibtisch, erledigte sie die gemeindlichen Planungsaufgaben, verwahrte Bastelsachen und Kinderbücher. Die nebenstehenden Regale umgaben sie mit ihrer Bibliothek aus Gegenwartsliteratur und Gegenwartskunst.

Sie saß dabei auf einem Worpsweder Stuhl aus der Fertigung von Heinrich Vogler. Der weit ausladende Stuhl besaß eine helle, strohgeflochtene Sitzfläche und beeindruckte den kleinen Jungen durch den Vogel, der oben auf dem oberen Schildstück der Lehne eingraviert war.

Eines Tages kletterte der kleine schielende Junge über die stets heruntergelassene Schreibplatte ins Herz des Möbels. Er unterschätzte die Statik und fiel unter Donnern und mit vielen blauen Flecken unter Berge von Papieren, Scheren, Tesa-Filmen und Bücher.

Durchaus mit Hingabe und vor allem Fleiß widmeten sich beide Eltern der ihnen übertragenen und mit preußischem Beamten-Ethos hochgejazzten Pflichtenliste von Pfarrer und Pfarrfrau. Sie waren als Studierende in andere als die gewohnten Welten gekommen, als sie 1961 ins Ruhrgebiet zogen.

Für Jesus und für das Ethos des preußischen Beamten erfüllten sie die ihnen per Gemeindewahl übertragene Aufgabe mit Selbstverständlichkeit und durchaus mit einem hageren Stolz.

Hier also wurde der kleine schielende Junge groß.

Nun gesellte sich nach drei Jahren Bruder Rolf in dieses evangelische Pfarrhaus – und mischte es entschieden auf. Fünf akzelerierende und eskalierende Jahre lang testete er alle Grenzen aus. Dann fiel die letztlich weise Entscheidung, dass er an anderem Ort weiterleben sollte, eine Entscheidung, die er bis heute mit Klarheit und Würde ausfüllt.

Seine geistige Behinderung war natürlicherweise zunächst gar nicht bemerkt, dann abgetan worden, längere Zeit mit statistisch möglichen Entwicklungsverzögerungen erklärt. Schließlich aber lag auf der Hand,

dass ein dreijähriger Junge, der tage- und nächtelang durchschrie, sein anfängliches erstes Sprechen wieder abgelegt hatte, für keinerlei sogenannte pädagogische Spielangebote offen war, sozialrechtlich wie medizinisch mit dem Wort „geistig behindert“ zu betrachten war.

Rolf schlug sich regelmäßig wund und hopste sich auf den Trümmern seines demolierten Bettes in den erschöpften Schlaf. Tatsächlich sah er bereits als kleines Kind aus wie Van Gogh. Das eine Ohr war platt. Über Stunden schlug er sich auf beide Ohren, wovon das eine entweder empfindlicher reagierte oder aber kräftiger getroffen wurde.

Oder aber Rolf schlug seinen Kopf an die Wand, noch mal und noch mal und noch mal. Auch wenn die Wand letztlich stärker blieb, zeigte er eine unbändige Disziplin darin, noch mal und noch mal und noch mal. Wurde er weggezogen, nahm er die andere Wand.

Zunächst aber saß er einfach da und war der kleine Bruder, süß und überaus mit Küssen zu überziehen, ob er es mochte oder eher nicht mochte.

Etwas später wurde er krank. Er kam in mehrere Krankenhäuser. Masern wurden diagnostiziert, und eine Gehirnhaut-Entzündung.

Manchmal musste er nachts in ein Krankenhaus; dann traten die Eltern durchs Treppenhaus, aufgebracht und rotgesichtig. Sie herrschten mich ins Bett zurück und beorderten geschwind eine Nachbarin, mich für die nächsten Stunden zu betreuen.

Rolf nannte mich, als er gut ein Jahr alt war: „S“, mit weichem S. Später hatte er dann keine Worte mehr für mich; auch diejenigen für meine Eltern entfielen ihm. Dafür wurde die Unruhe immer stärker, die Schläge, das

An-die-Wand-Schlagen, das Rufen. Auch klopfte er sich gerne auf die Schenkel, auf seine Lederhose, die auch bei ihm mit einem Hirsch-Imitat verziert war.

Er sah kurioserweise längst nicht immer unglücklich aus. Manche seiner Schreie klangen fast wie Glücksschreie. Nicht wie wildes Kriegsgeschrei, sondern wie eine wilde Bejahung. Manchmal schaute er mich an, öfter schaute er einfach in die Ferne oder auf den Boden. Oder auf dasjenige, was zwischen Daumen und Zeigefinger zu suchen und zu untersuchen war. Mit selten gesehener Genauigkeit und Hartnäckigkeit konnte er über Stunden dort Reibung erzeugen, völlig unabhängig von den entstehenden Hornhäuten und Wunden. Bei diesen Blicken in die zwischenfingernden vibrierenden Räume zog er die Augenbrauen so hoch als möglich. Er fokussierte und fixierte und wechselte von einer schreienden Untermahlung seiner Forschung in eine fast meditative Haltung, der es durchaus gegeben sein konnte, die Menschen neben ihm nach geraumer Zeit tiefer atmen zu lassen.

Er aß gerne, aber nicht immer das, was meine Eltern ihm geben wollten. Teller flogen vom Tisch, mit einer einzigen und erstaunlich zielgenauen Wischung.

Schon als ganz kleiner Junge konnte er seinen Mund mit seinem Ellenbogen verrammeln.

Rolf fiel auf, fiel auf der Straße auf. Er war laut. Und lief deutlich schief, wiewohl schnell. Vermutlich hat er schon als kleines Kind epileptische Anfälle gehabt, die seinen Gleichgewichtssinn störten. Gegen diese Störung wehrte er sich mit aller Kinderkraft.

Rolf war ein ausgesprochen hübscher Junge, kein Schieler wie ich. Die blonden Locken hatte er vom Vater und von dessen Vater. Sie wuchsen bei allen in einer als

„afrikanisch“ benannten Wildheit und haben in der NS-Zeit zu den obligaten Nachfragen und umso deutlicheren Richtigstellungs-Mühen geführt.

Nachmittags saß ich regelmäßig mit Rolf im Garten an einem Tisch, auf Kinderstühlen. Wir hatten unsere Lätzchen an, bekamen roten Tee aus einer gelben, dickwandigen Porzellankanne und Kekse aus einer Blechdose mit roten Blumen und gelbem Verschluss. Es waren die ganz einfachen Butterkekse. Und es gab in der Kanne einen Beutel Hagebutten-Tee, der für mindestens einen Liter zu reichen hatte.

Im an den Rändern mit Gesträuch bepflanzten, mittelgroßen Garten waren die Geräusche der nahe vorbeifahrenden Straßenbahn zu hören, die spezifischen Duisburger Himmelsschlieren zu sehen und regelmäßig Schwefel zu riechen. Hier tollte ich mit Rolf im Garten geviert.

Manchmal hatte er sein großes Hemd mit der Eisenbahn übergezogen. Eine schwarze Lok mit Dampfwolken zog einen roten, einen blauen und einen grünen Wagen über Rolfs Bauch. So konnten wir Zugfahren spielen. Was hieß, dass ich Rolf vor mir her schubste und die Namen mir bekannter Bahnstationen laut im Garten verteilte.

In dem kleinen Sandkasten baute ich Burgen, die Rolf nicht als solche anerkennen konnte. Schaufeln waren ihm aber lieb, weil er damit auf alles klopfen konnte, auf das geklopft werden konnte, sei es Sand, sei es der Sandkasten-Rand, sei es sein Kopf.

Rolf hatte sein Zimmer meinem gegenüber. Seine Matratze lag auf dem Boden, gleich bei der Tür. Das Bettgestell hatte er durch sein Hopsen zertrümmert. Ein weißlackierter metallener Bettrahmen umfasste nur noch

seine Matratze. Die Tapeten in Matratzennähe waren weitflächig von Rolf abgerissen worden. Das Fenster wurde von einer Sperrholzplatte verrammelt. In diese hatte der Vater zwei kleine Gucklöcher gesägt in den Garten hinunter, eines auf Kinderaughöhe, ein anderes auf Erwachsenenaugenhöhe.

Rolf war immer sehr da. Dies zeigte sich etwa an einem der Weihnachtsfeste. Als wir beide ins geschmückte Wohnzimmer mit dem Baum feierlich hineingeführt wurden, fing Rolf gellend an zu schreien. Der Baum, er bedrohte ihn über alle Maßen.

Rolf konnte über Stunden der Bescherung und des Singens nicht anders, als unablässig zu schreien und zu weinen. So blieb nichts anderes übrig, als den Baum noch am selben Abend verschwinden zu lassen.

Umso wichtiger wurde mir dadurch eine schlichte Krippe, welche aus einem rauen, strohgedeckten Verschlag bestand, weiden-astig an den Rändern verstärkt. Hier hinzu kamen die in Bethel bestellten Krippenfiguren, Tag auf Tag eine weitere, während der ganzen langen Adventszeit. Sie näherten sich der auf einem kleinen Camping-tisch stehenden Krippe in mühevollen Etappen, am langen Blumenfenster des Wohnzimmers entlang.

Die Einläutung der Adventszeit bedeutete eine Figur, die einen kleinen Jungen darstellte. Auf dessen Schulter ruhte sich – je nach Wahrnehmung – die Mutter aus, oder aber: Der kleine Junge wurde von der Mutter gehalten.

Die Betheler Figuren gewannen das Kinderherz durch ihre Schlichtheit und ihre fast bauhausfarbliche Ausstrahlung. Jesus war nicht so wichtig, nicht einmal Maria. Ich feierte das Erscheinen der Figuren, vor allem aber

Rolf. Noch stärker feierte ich die Ankunft des von einem Beduinen geführten Königskamels, um schließlich den vollkommenen weihnachtlichen Höhepunkt zu erleben in der Ankunft des Königs-Elefanten.

Rolf musste durchaus auch von der Krippe und deren Figuren ferngehalten werden. Wie auch sonst hingen Absperrbänder quer durch die Wohnung. Stühle standen als Barrieren und machten die Räume eng. Immerhin boten diese Absperrbänder und Stuhl-Barrieren dem kleinen, schielenden Jungen gute Gelegenheiten für sein eigenes Spiel. Dieses geschah häufig mit vier Handpuppen, welche die vier Familienmitglieder darstellten.

Gerne saßen diese Puppen auf Holzautos; gerne auch wurde die Holzisenbahn aufgebaut und auf jener die Puppen in ihren Autos auf endlose, abenteuerliche Reisen geschickt.

Neben dem Spielen rückte die Hausarbeit manchmal in den Vordergrund. Wichtig waren dem kleinen schielenden Jungen die Stunden in der Küche, als die Mutter abwusch und er das Abtrocknen zu lernen hatte. Wie es hieß, fuhr sein Quasseln hier zur Hochform auf, so dass er immer wieder zum ordentlichen, sachgerechten Trocknen der Löffel und der Teller ermahnt werden musste.

Meine Eltern waren damals Mittdreißiger. Und hatten fast keine Nacht zum Schlafen. Sie waren froh, wenn ich im Kindergarten war. Rolf dagegen war rund um die Uhr bei ihnen. Einmal versuchten sie es im neu eröffneten sonderpädagogischen Kindergarten mit ihm. Aber bereits nach zwei Stunden bedeutete man meiner Mutter, dass dieser Junge nichts tauge für einen Kindergarten.

Manchmal ging der Vater, wenn er abends noch mal „eine Runde um den Block“ gehen musste, lieber mit Rolf

als mit mir. Weil Rolf zwar laut war, aber nicht wie ich ununterbrochen quasselte.

Und wohl auch, weil die beiden sich sehr nahestanden, so nahe gar, dass – über das ganze Leben gesehen – mein Vater nur mit Schwere und Schmerz in der Lage war, Rolf anzusehen.

So weh tat ihm alles.

So ungerecht fand er alles.

So unausweichlich erschien ihm, als notvoller Ersatz seiner Vaterliebe, der bis zu seinem Tod währende Aufbau eines komplexen Büros zur Verwaltung wirklich aller nur denkbaren Angelegenheiten seines Sohnes Rolf.

Natürlich habe ich als schielender und gerne quasselder Junge auch mit Rolf gequasselt. Viel habe ich ihm erzählt und noch mehr erklärt. Er war ein geduldiger Zuhörer.

War er es nicht, konnte ich böse werden. Dann nahm ich seinen Kopf und haute ihn damit an die Wand. So wie er selbst es machte. Meist tat ich dies in seinem Zimmer. Wir hatten beide schon unsere Schlafanzüge an. Der Tag ging zur Neige, hatte aber noch Energie. Und entweder nahm ich Rolfs Kopf aus purem Überdruß oder, wie ich vermute, nahm ich ihn aus diversen Wallungen von Neid und Wut. Weil er einfach nicht so zuhörte, wie ich es angemessen gefunden hätte, nahm ich seinen Kopf, zumal er sich ja nie wehrte.

Rolf weinte, weil ich ziemlich fest schlug. Worauf die Mutter kam und entweder, weil sie wusste, was vorangegangen war, mich ausschimpfte und mir eine Ohrfeige verpasste. Oder aber sie drückte mich einfach zur Seite und tröstete Rolf. Oder aber, eher seltener, tröstete sie auch uns beide.

Immer wieder träumte und spielte ich, dass ich später mit Rolf nach Bonn ziehen würde. Manchmal spielte ich dies auch wenige Minuten, nachdem ich Rolfs Kopf an die Wand geschlagen hatte.

Bonn war die Stadt mit dem goldenen Bahnhof. So jedenfalls erlebte ich bei Durchfahrten in den Urlaub den eher kleinen, aber kriegsunversehrten rötlichen Sandstein-Bahnhof der damaligen Bundeshauptstadt.

Hier hatte der Vater dereinst seine Theologie studiert; hier hatte der patriarchale Urgroßvater seinen Lebensabend verbracht, und hier hatte auch ein schillernder Großonkel gelebt, davon später, der in Bonn und Bad Godesberg nach dem Krieg stolz hirschtig seine Arisierungsgewinne verprasste.

Als Kind fand ich Bonn golden und wollte mit Rolf dorthin ziehen. Vor dem Einschlafen, vor dem Nachtgebet lag ich noch in Rolfs Bett und er in meinen Arm gedrückt, und ich erzählte ihm von Bonn. Jene Durchfahrten Bonns ereigneten sich auf den sommerlichen Urlaubsfahrten in den Schwarzwald. Meinen Eltern war wegen meiner notorischen frühkindlichen Husterei Sommerurlaub im Nordschwarzwald ärztlicherseits dringend nahegelegt worden.

Nach Loßburg-Rodt gelangte man über Freudenstadt mit einem Kurswagen, welcher dem D-Zug Dortmund-Basel beigegeben wurde. Das letzte kurze Fahrtstück vollzog sich per Schienenbus bis zum württembergischen, altweiß geschindelten Bahnhof zu Füßen des Marktfleckens Loßburg. Hier wartete Bauer Schmider in seinem fleckigen Opel Kadett, um uns auf seinen Hof im nahen Weiler „Innerer Vogelsberg“ zu fahren.

Der Kinderseele eingebrannt hat sich natürlich der Vorspann einer echten Dampfloks, die ab Karlsruhe Hauptbahnhof den mit einigen neuen silberfarbenen Eilzug-Wagen verlängerten Kurswagen übernahm. Es waren die letzten Dampfloks-Einsätze in Süddeutschland. Später, als Jugendlicher, begleitete ich im Gelsenkirchener Ausbesserungswerk mit dem klingenden Namen „Bismarck“, gemeinsam mit einer traurig-ernsten Bahngemeinde, den Abschied auch von Westdeutschlands letzten Dampflokmotiven.

Ganz wenige Jahre nun führen die Karlsruher Dampfloks noch über die Steilstrecke der Murgtalbahn in den Schwarzwald hoch, wobei dem bahnfahrenden Kinde der Fensterplatz natürlich der einzig mögliche war.

Meine Eltern hatten während derjenigen Jahre, als Rolf zwischen drei und fünf war, ein ganzes Abteil reserviert. Dies lag an der permanenten Unruhe von Rolf, die sich im Schreien sowie im Klopfen auf alle Abteilwände und Scheiben fast ununterbrochen äußerte.

Natürlich war es da praktisch, dass ich mit einer klappbaren Rheinkarte am Fenster beschäftigt war. Sie zeigte mit Bildern und kleinen Texten den ganzen langen Rheinstrom. In der oberen Bildklappe strahlten Nordsee und holländische Windmühlen; in der nächsten Klappe folgte Duisburg mit Stahlwerken und Häfen. Dann kamen der majestätische Kölner Dom und jenes Goldene Bonn, was immer einen besonderen Ausruf aus dem Fenster auf den Bahnsteig wert war. Daraufhin klappten viele Seiten mit allen mächtigen Rheinburgen um die Loreley herum auf. Und schließlich umrundete der Rhein auf der untersten Klappe den Schwarzwald mit seinen

Kuckucksuhren und roten Bollenhüten bis zum Rheinfall und zum Bodensee.

Während Bruder Rolf hopste, gluckste, schrie, sich auf die Ohren schlug, Papier zerriss, die Polster besprang, blätterte ich unablässig in dieser Karte und las alle Orte vor, die wir durchfuhren.

Im Schwarzwald, kurz vor der Ankunft, war ich nicht mehr zu halten und rief, fast außer mir: „Jetzt kommt Forbach-Gausbach! Und dann Schönmünzach! Und jetzt Klosterreichenbach!“

Aus dem Abteil heraus gab ich zugleich den Schaffner als auch die jeweiligen Stationsvorsteher, die die Züge ankündigten wie pfeifend abfertigten. Auch alle Anschluss-Postbusse in die Schwarzwaldtäler wusste ich, mit den Händen einen Trichter formend, durchzusagen.

Erinnernde Kindheits-Szenen von Rang liegen jedenfalls sowohl in den Stadtplänen auf dem Kinderschreibtisch als auch auf jenem Fensterplatz im Zug. Beides Mal spielte mein Bruder Rolf die entscheidende Rolle. Er war immer zu hören, laut. Und ich konnte lesen, auch laut übrigens.

Zwischen 1964 und 1969 ging es in jedem Juni in den Schwarzwald. Die Ankunft der Tannen und Fichten im enger heranrückenden Tal der schwarzwäldischen Murg vermochten den kleinen Jungen noch anderswohin zu führen als einfach nur in die Weite der Welt.

Als die Bauerngeschwister Schmider vom „Inneren Vogelsberg“ in ihrem breiten Württembergisch zu mir sprachen, hallten darin die Waldbäume wider, die ihre Zweige dicht an dicht an den Hohlweg schlugen. Dieser dem Kind im Laufe der Jahre so regelrecht „traut“ gewordene Hohlweg war mit groben Feldsteinen mühsam

und unregelmäßig gepflastert. Eine moosbewachsene Böschung wuchs beidseitig fast senkrecht in die Höhe. So führte der Weg hinab ins Tal der Kinzig, an die Mittlere Mühle.

Dort irgendwo muss es einen dörflichen Edeka gegeben haben, in dem wir einkauften. Mein Vater in seinem alten Kriegs- und Fluchtrucksack konnte auf dem Rückweg alle nötigen Bestände für das Essen hochschleppen in die kleine Wohnung im neben dem Schmiderhof gelegenen „Ausziehhäuschen“.

Die Auszieh-Wohnung war für eine länger verstorbene kinderlose Tante angelegt über zwei Schuppenräumen und über eine außenliegende Holzterrasse erreichbar. Sie barg zwei schlichte Zimmer sowie eine Küche mit Kohleofen. Während die Duisburger Pfarrwohnung ein Erstbezug war, erlebte ich hier oben eine große Einfachheit. Sie durchmischt sich bis heute mit dem Geruch von Grießbrei und frisch gepflückten Waldhimbeeren.

Rolf fand auch im Ausziehhäuschen und in jenen Wäldern, wie es später hieß, Inseln der Ruhe, samt erstaunlicher Gelassenheit der Bauerngeschwister. Andererseits kam er aber auch dort tags wie teils auch nachts ins Schreien und Sich-schlagen. So legte sich untergründig ein Schatten auf jene Wochen, ohne aber deren Zauber und Wirkung beeinträchtigen zu können.

Dass der in jungen Elternjahren und vor allem Dienstjahren zum Missfallen meiner Mutter recht dick gewordene Vater voller Begeisterung in seinen Kniebundhosen wanderte, seine Söhne auf die Schulter nahm und offensichtlich aufgeräumter, ja regelrecht frisch daherkam, vor allem auch erheblich präsenter am Tage war als in Duisburg, dies spannte sich in die kindliche Seele.

Die Mutter, mit Ofen und Gieß ringend, stand in diesen Wochen eher seitwärts. Sie las vor und las für sich, blieb gewiss der guten Luft im Ganzen zugetan, trotz all ihrer Herbheit und ihrer Schatten unter den Augen. Dass sie allerdings weitaus mehr als mein Vater im Herzen Städterin, Studierte, ja auch mit ihrer Gemeinde aufs engste verwachsene Pfarrfrau war, zeigte sich auch in Urlauben.

Mein Vater dagegen, dessen glücklichste Lebensjahre sich während des Krieges im bis zuletzt bombenverschonten Nordböhmen ereigneten, konnte von mir als ein Mensch mit Draußenbezug erlebt werden.

Denn trotz seines dicken Bauches blieb er zeit seines Lebens gut zu Fuß und brauchte viele Lebensstunden unter freiem Himmel und gerne im Wald. Er konnte auch dem Duisburger und Oberhausener Stadtwald Gutes abgewinnen, zur Not sogar dem abendlichen „Gang um den Block“.

Mein Vater las im Schwarzwald, wie ich erinnere, seinen Blaise Pascal, jenen zugleich Physiker und Theologen des 17. Jahrhunderts, der im europäischen Geistesleben in seltener Gleichzeitigkeit sowohl für exakt messende Forschung steht als auch für bis ins Blut hingebungsvolle Jesus-Nähe.

Da saß der Vater am Waldrand, tief versunken in seinen Pascal, während Mutter die Kinder versorgte. Der Naturwissenschaftler in ihm traf da, in seltener Ruhe, den existenzialistisch nachkriegsaufgerührten jungen Mann. Am Rand des Roggenackers muss der Atem ihm Ruhe gegeben haben.

Seine Cousine, deren Familie ihn, seine Mutter und die kleinen Geschwister 1945 auf der Flucht in einem

märkischen Pfarrhaus aufgenommen hatte, kam eines Tages mit deren mir gleich alten Kindern zu Schmider auf den Hof.

Und der wohl nicht unbegabte Onkel, ein Militärpfarrer aus Hessen, schnitzte aus Rinden Boote, befestigte Federn als Segel und ließ sie auf dem Brunnen des kleinen Weilers schwimmen. Dies vermochte sogar meinen Bruder zu begeistern.

Auch meine Patentante, damals Krankenschwester in der Heidelberger Krebsklinik, kam natürlich zu Besuch als jene einzige, die diese meine Familie ein Leben lang als Ganze im Blick haben konnte.

Sie schmuggelte Valium für Rolfs Ruhigstellung, was in der beamtenordentlichen Tradition der Familie einem Staatsverbrechen nahekam, das aber unausweichlich zu begehen war.

Neben dem Zauber des Waldes, dem geheimnisvollen Duft des Stalles, der ansteckenden Aufregung der ersten Heumahd (sogar der Vater half mit beim Aufgabeln auf den Hänger), legte sich bildlich auch das Kloster Alpirsbach an mich. Es wurde nach einem ordentlichen Marsch über Wald-Buckelwege steil talwärts erreicht. Dieser Weg war weiter und noch holpriger als derjenige zum dörflichen Edeka an der Mittleren Mühle.

In seiner hochromanischen Herbheit außen und seiner württembergisch-protestantischen Nüchternheit drinnen entsprach das Kloster Alpirsbach dem Charakter beider Eltern. Es säte in mich, noch vor der späteren unvermeidlichen Hesse-Lektüre, ein Bild, das mit „Religion“ untrennbar verbunden blieb. Die Mönchszellen der Klausur taten das Ihre.

Zwei weitere frühkindheitliche Reiseziele lagen erheblich näher als der Schwarzwald. Das eine war das nieder-rheinische Vluyn, wo die Mutter der Mutter wohnte. Dorthin ging eine etwa eineinhalb Stunden dauernde Fahrt. Sie führte über die Haus-Knipp-Brücke, Deutschlands nördlichste Eisenbahnbrücke über den Rhein.

Der rote Akkumulatoren-Triebwagen rührte, von Beeck und Beeckerwerth kommend, über Schafherden unter Vorflutbrücken hinweg, um dann ganz einzutau-chen in den drei kapitalen Bögen der Hauptbrücke. Von dort oben ließen sich ohne Pause Rheinschiff an Rhein-schiff flussaufwärts wie flussabwärts stampfen und gleiten sehen.

Zwischen den Streben der Bögen glitt der Blick sowohl nach unten auf den Strom als auch geradeaus in die Rei-hen der Schornsteine und glühenden Hochöfen, die den Horizont nach drei weithin sichtbaren Seiten prägten.

Zur vierten, zur niederrheinischen Seite, grüßten Doppelreihen Pappeln, welche die Baerler Deichkrone säumten. Sie kündeten bereits die Großmutter an.

Am Bahnhof von Moers wurde in die Kreisbahn umgestiegen, in einen noch älteren und ebenfalls roten Triebwagen. So gelangte man nach Vluyn, wo die letzten Zechen des Niederrheins übergingen in Weiden und Waldstücke, die bis zur nicht mehr fernen niederländi-schen Grenze ausstrichen.

Die Großmutter starb leider, als der kleine schielende Junge gerade vier Jahre alt war. So bergen sich sehr ursprüngliche Erinnerungen in der Seele an eine grund-gütige Frau, die wirklich immer Marmorkuchen mit reichlich Sahne für ihren Enkel bereit hatte.